

Jutta Weinheimer und
Mirjam McWhinnie (Hrsg.)

Der Dorfchef in der Schubkarre
und andere Erlebnisse mit Gott

SCM Hänssler

Inhalt

Vorwort	7
Der Dorfchef in der Schubkarre	9
<i>Howard Sayers, Guinea-Bissau</i>	
Gewarnt und vorbereitet	12
<i>Jutta Weinheimer, Guinea-Bissau</i>	
Gottes Uhr tickt anders	16
<i>Luise Läufer, Osttimor</i>	
Das Paket	21
<i>Jenny Carter, Großbritannien</i>	
»Dieser Mann wird nicht sterben!«	25
<i>Jenny Kallmier, Indonesien</i>	
Eine ungewöhnliche Taxifahrt	29
<i>Eva, Naher Osten</i>	
Gott ist immer noch größer	31
<i>Jill Johnstone, England</i>	
Eine Hose für die Kirche	34
<i>Jim Mitchell, Thailand</i>	
Ein Herzfehler und seine Folgen	37
<i>Ilse-Marie Neuroth, Deutschland</i>	
Der verlorene Sohn	42
<i>Veronika Elbers mit Titus Dima, Indonesien</i>	
Die gestohlenen Bewerbungsunterlagen	45
<i>Byung Kook Yoo, Südkorea</i>	
Unerwartete Begegnungen in der Einsamkeit	52
<i>Ingeborg, Naher Osten</i>	
Ein schüchterner Junge tanzt aus der Reihe	56
<i>Lily Gaynor, Guinea-Bissau</i>	

SMS um Mitternacht	59
<i>Eliki Drodrolagi, Tschad</i>	
Blind, aber glücklich	62
<i>Betty Singleton, Ghana</i>	
Gott allein	67
<i>Detmar Scheunemann, Indonesien</i>	
Wenn Unmögliches möglich wird	70
<i>Evan Davies, Australien</i>	
Dunkle Nächte in Ntchumbe	74
<i>Martin Till, Guinea-Bissau</i>	
Wenn aus nichts etwas wird	77
<i>Keith Bergmeier, Indien</i>	
Hoffnung und Zukunft	80
<i>Ilse-Marie Neuroth (Deutschland) mit Gisela Schneider (Gambia)</i>	
Vertrauen lohnt sich	84
<i>Byung Kook Yoo, Südkorea</i>	
»Gnade ist's und weiter nichts«	88
<i>Maria Röbbelen, Gambia</i>	
»Herr, heile Mary Jean«	92
<i>Mary Jean Robertson, Kongo</i>	
Sicher – mitten im Kriegsgebiet	95
<i>Judy Raymo, Libanon</i>	
Gott, wo bist du?	99
<i>Patty Toland, Venezuela</i>	
Eine außergewöhnliche Begegnung	103
<i>Eva, Norwegen</i>	
Keiner ist wie du!	107
<i>Susan Sutton, Tschad</i>	

Ein buddhistischer Mönch findet zu Christus	113
<i>Nina Drew, Kaschmir</i>	
Niemals verlassen	117
<i>Valda Langton, Indien</i>	
Operation mit Hammer und Meißel	121
<i>Laurenz Gossweiler, Tschad</i>	
Ernten, wo man nicht gesät hat	125
<i>Traugott Böker, Indonesien</i>	
Ein Regierungsvertreter staunt	128
<i>Jack Harrison, Kongo</i>	
Ein unerwarteter Neuanfang	131
<i>Joann Young, Großbritannien</i>	
An einem heißen Sommertag	135
<i>Junior Damaceno, Frankreich</i>	
Vier Stunden auf dem Polizeirevier	137
<i>N. N., Zentralasien</i>	
Unerwartetes Happy End	140
<i>Birte Papenhausen, Mongolei</i>	
WEC International	143

Unerwartete Begegnungen in der Einsamkeit

Ingeborg, Naher Osten

Wir haben einen freien Nachmittag. Endlich kommen wir einmal aus der Stadt heraus und können die Geschäftigkeit unserer Arbeit im Krankenhaus hinter uns lassen. Ich liebe die rauen Berge, die Wüste und die Stille der Natur – außer meiner Freundin ist niemand dabei. Nach etwa einer halben Stunde Fahrt sehen wir in der Ferne ein Zelt. Dass in dieser Höhe Beduinen leben, wussten wir bisher nicht. Sie haben uns bereits entdeckt und winken uns zu ihrem Zelt. Für mich ist es immer wieder erstaunlich, wie entgegenkommend und gastfreundlich diese Menschen sind. Überraschenderweise kennen sie meine Begleiterin vom Krankenhaus her; sie hat bei der Geburt eines ihrer Kinder geholfen. Wir werden zu einer Tasse Tee im Schatten eines großen Felsens eingeladen. Die ganze Familie – inklusive einiger Ziegen – versammelt sich um uns. In der Nähe ihres Zeltplatzes bemerken wir ein Radio.

»Hören Sie die *Stimme der Vergebung* [eine christliche Radiosendung in der Landessprache]?«, fragt meine Freundin.

»Ja«, geben sie zur Antwort, »da wird gesagt, dass Isa [Jesus] der Sohn Gottes ist.« Wir überreichen ihnen ein Neues Testament in ihrer Sprache, das sie erfreut annehmen: »Wir haben genug Ruhe, um das Buch hier zu lesen!« Als wir uns verabschieden, fragen wir uns, ob wir sie jemals wiedersehen. Aber wir sind sicher, dass sie das Buch lesen werden.

An einem anderen Tag sind wir zu den östlichen Bergen unterwegs. Wir fahren auf Felsstraßen und folgen einer Art Weg hinauf in die Bergwildnis. Ob wir hier oben irgendjemanden antreffen? Wir haben schon fast die Grenze zum Nachbarland erreicht, als wir eine steinerne Hütte sehen. Eine alte Großmutter grüßt uns. Sie kümmert sich um ihre Enkelkinder, während der

Rest der Familie mit den Jungtieren in den Bergen unterwegs ist. Während wir mit ihr eine Tasse Tee trinken, kommen wir auf *Isa Al-Masih*, auf Jesus, zu sprechen. Sie hört die Geschichten, die wir erzählen, aufmerksam an. Als sie diese Geschichten später ihren Enkelkindern weitererzählen will, gerät sie ins Stocken. »Wie war nochmals sein Name?«, fragt sie. Es ist das erste Mal, dass sie von Jesus gehört hat. Welch ein Vorrecht, denen etwas über Jesus weiterzusagen, die noch nie von ihm gehört haben!

Ein anderes Mal sind wir im Nordosten des Landes unterwegs und wollen bei Freunden übernachten. Wir haben uns bei ihnen nicht ankündigen können und übernachten zunächst an einem anderen Ort. Nach zwei Reisetagen sind wir dann allerdings etwas unsicher, ob wir sie überhaupt antreffen werden. Als wir bei ihnen ankommen, erleben wir eine große Überraschung: Sie haben uns erwartet. Eine der Töchter hat geträumt, es käme Besuch. So haben sie alle Hausarbeit am Morgen erledigt und sind nachmittags bereit, uns gastlich zu empfangen. Wie immer kommt die ganze Familie zusammen, wir trinken Tee und sprechen über alles Mögliche. Der Familienvater hat von jemandem eine Bibel erhalten und stellt uns viele Fragen. Viel Zeit bleibt uns nicht, denn auf einmal kommt der Lehrer der Dorfmoschee dazu, und so enden unsere Gespräche über Jesus ganz plötzlich.

Am nächsten Morgen machen wir uns auf den Weg in die Hauptstadt. Die folgende Nacht verbringen wir bei einer anderen Familie, die wir von der Geburtsabteilung des Krankenhauses her kennen. Als wir uns verabschieden, besteht der Vater darauf, uns in unserem Auto zur Hauptstraße zu fahren. Während er am Steuer sitzt, quetschen wir uns zu zweit auf den Beifahrersitz. Gerade liegt das letzte Dorf hinter uns und wir fahren durch eine verlassene Gegend, als wir drei Männer unter einem Baum sitzen sehen: Anhalter, wie wir annehmen. »Tut uns leid, dass wir keinen Platz im Auto haben«, entschuldigen wir uns. Aber sie wollen gar nicht mitfahren – sie wollen unser Auto! Es kommt zu einem heftigen Wortwechsel zwischen unserem Fahrer und den drei Männern. Alle sind bewaffnet. Wir können nur beten und versuchen, unseren Fahrer davon zu überzeugen,

dass wir lieber auf das Auto verzichten, als sein Leben aufs Spiel zu setzen.



Straßensperre

Schließlich steigen wir aus. Wir dürfen unser Gepäck an uns nehmen (dazu gehört auch ein Karton mit Bibeln), und dann bleiben wir mitten in der Einsamkeit uns selbst überlassen.

Einige Zeit später hören wir in der Ferne ein Auto: ein Taxi auf dem Weg in die Stadt, von der wir gerade gekommen sind. Wenn wir mitfahren, können wir uns in der Stadt ein Taxi nach Hause nehmen. So setzen wir uns zu zwei Soldaten ins Taxi, die ihre kranke Mutter zum Krankenhaus begleiten. Auf dem Weg hat die Frau so starke Schmerzen, dass meine Freundin den Fahrer bittet, anzuhalten, damit sie ihr eine schmerzlindernde Spritze geben kann. Danach geht es der Frau viel besser.

Inzwischen sind wir auf der Hauptstraße angekommen. Auf einmal sehen wir an einer Tankstelle ein wohlbekanntes Auto – unseres! Wir machen die beiden Soldaten darauf aufmerksam, und sie lassen den Taxifahrer umkehren und auf unser Auto zufahren. Als die Diebe merken, was sich abspielt, versuchen

sie, davonzufahren, aber unser Fahrzeug überholt sie und zwingt sie zum Anhalten. Die Soldaten und die Männer steigen aus und richten ihre Gewehre aufeinander. Meine Freundin und ich beten, dass keiner wegen eines Autos ums Leben kommt. Schließlich sind die Diebe bereit, uns unseren Wagen zurückzugeben. Wir wechseln die Fahrzeuge, und der Taxifahrer nimmt die Diebe zur nächsten Polizeistation mit. Als wir heimkommen, sind wir noch etwas zittrig, aber dankbar für die Bewahrung, die wir erlebt haben.

Die Verfasserin hat im Nahen Osten gearbeitet.

Operation mit Hammer und Meißel

Laurenz Gossweiler, Tschad

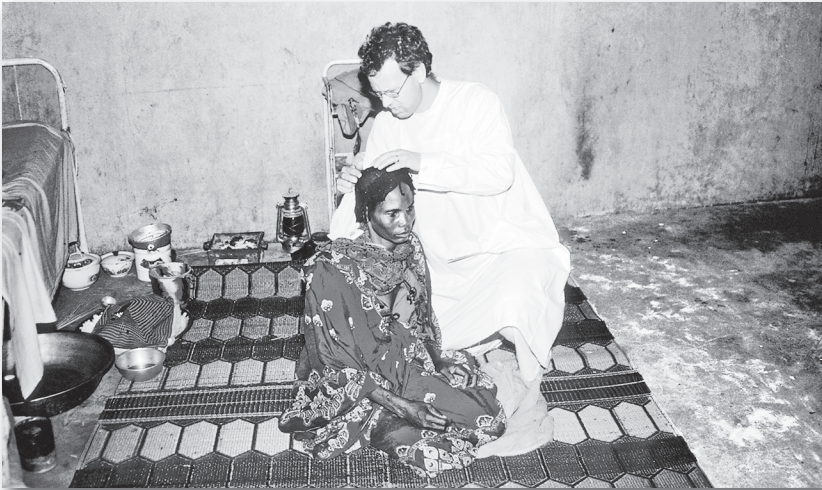
Ich fühlte mich so allein und unfähig, als ich dastand und einen Meißel an ihren Kopf hielt, um ein Loch in ihren Schädel zu schlagen. Ich hob den Hammer und betete: »Herr, hilf mir!«

Eigentlich hätte es nicht so sein sollen. 1999 hatte ich mich für einen medizinischen Einsatz im Tschad (Afrika) entschieden. Zusammen mit einer anderen Schweizer Arztfamilie wollten wir die Verantwortung für ein ländliches Krankenhaus übernehmen. Seit dem Abschluss meines Medizinstudiums war es mein Bestreben gewesen, in einem Team zu arbeiten, da ich meine Grenzen kannte. Gott hatte aber andere Pläne mit mir. Kurz bevor wir in dieses abgelegene Dorf kamen, musste mein Kollege wegen eines Notfalls in die Schweiz zurückkehren. Es blieb mir nichts anderes übrig, als meine Arbeit im Krankenhaus allein zu beginnen. Nun befand ich mich genau in der Situation, vor der ich mich schon immer gefürchtet hatte und die ich deshalb unbedingt vermeiden wollte.

In diesem Krankenhaus gab es weder fließendes Wasser noch Elektrizität. Die nächste Klinik war weit entfernt – fünf Stunden Autofahrt. Mein Mitarbeiterteam bestand aus acht »Krankenpflegern« mit äußerst mangelhafter Ausbildung. Es gab im ganzen Dorf kein einziges Telefon, das ich für eine fachliche Rücksprache mit einem anderen Arzt hätte benutzen können. Ich war somit für alle Entscheidungen allein verantwortlich. Ich schrie zum Herrn um Hilfe und Weisheit.

Nach etwa drei Wochen in meinem neuen Zuhause – ich war immer noch damit beschäftigt, mich bei der Arbeit zurechtzufinden – wurde eine bewusste Frau in die Klinik eingeliefert. Tags zuvor hatte sie auf dem Feld gearbeitet und war mit der zweiten Ehefrau ihres Mannes in einen handgreiflichen Streit geraten. Diese hatte ihr mit der Hacke auf den Kopf geschlagen. Die Wunde wurde zunächst von einem Krankenpfleger genäht,

worauf es der Patientin gut zu gehen schien. Später jedoch wurde sie schläfrig und verwirrt. Als ich sie sah, war sie schon in tiefer Bewusstlosigkeit und zeigte keinerlei Reaktionen mehr. Für mich war klar, dass dies durch eine Blutung hervorgerufen wurde, welche auf ihr Hirn drückte.



Dr. Gossweiler untersucht im Krankenhaus Isallas Kopfwunde

In meinen Medizinbüchern hieß es: »Die Patientin wird sterben, wenn Sie nichts unternehmen. Versuchen Sie, den Schädel zu öffnen, um das Blutgerinnsel zu entfernen.« Das hatte ich noch nie gemacht. Welche medizinischen Instrumente standen mir zur Verfügung? Wie sollte ich sie betäuben? Was sollte ich tun?

Nach vielen Gebeten und Schweißstropfen entschloss ich mich, diesen operativen Eingriff zu versuchen. Da nebenan gerade ein neues Haus für einen Mitarbeiter gebaut wurde, bat ich den Leiter unseres Missionsteams, mir Hammer, Meißel und Bohrer von der Baustelle zu besorgen. Die Werkzeuge wurden desinfiziert, und ich startete, indem ich die Stiche der genähten Wunde öffnete. Nach einigen Versuchen gelang es mir, mit meinen Bauwerkzeugen ein fünf Zentimeter großes Loch durch den Schädelknochen

zu bohren. Ich konnte direkt auf ihr Gehirn sehen, aber keine Anzeichen einer Blutung entdecken. Es fehlte mir der Mut, ein weiteres Loch an einer anderen Stelle des Schädels zu bohren (wie es in meinen Büchern empfohlen wurde). »Zumindest habe ich es versucht«, dachte ich, »diese Frau wird leider sowieso sterben, entweder wegen des überhöhten Hirndrucks aufgrund der Blutung oder durch eine Infektion wegen der unpassenden Werkzeuge.« Ich ließ das Loch im Schädelknochen, verschloss die Kopfhaut und verschrieb Antibiotika.

Erschöpft und enttäuscht, weil mein Eingriff misslungen war, ging ich nach Hause. Alle meine Befürchtungen, allein nicht zu genügen, hatten sich bestätigt. Als ich am nächsten Morgen in die Klinik kam, wollte ich sofort wissen, was mit der Frau in der Nacht passiert war. Ich fragte den Nachtwächter, um welche Zeit die Frau gestorben sei. Er antwortete: »Komm und schau selbst.« Wir gingen in ihr Zimmer – und da saß die Frau auf ihrem Bett und lächelte uns zu. Auf ihrem Kopf trug sie den weißen Verband wie einen Turban. Ich konnte es nicht glauben! Zum ersten Mal konnte ich mit ihr sprechen – sie hieß Isalla. Offenbar hatte das Loch im Schädel den Druck auf das Gehirn reduziert. Und wunderbarerweise erholte sich Isalla – nach einer vorübergehenden leichten Lähmung auf einer Körperseite, die mein Eingriff verursacht hatte – vollständig und konnte die Klinik einige Tage später verlassen.

Für mich war es ein Wunder, dass sich durch meinen unsterilen Eingriff mit Hammer und Meißel keine Infektion entwickelt hatte. Mit meinem wissenschaftlichen Denken kann ich noch immer nicht erklären, weshalb Isalla überlebte. Es geschah wirklich ein Wunder durch den Einen, für den »nichts unmöglich« ist.

Als ich meine Arbeit in diesem Dorf ohne einen Kollegen beginnen musste, fühlte ich mich wie Josua nach Moses Tod. Es war sicher eine absolut überfordernde Aufgabe für Josua, die Israeliten nach dem gesegneten und begnadeten Dienst von Mose anzuführen. Aber Gott kannte sein ängstliches Herz und ermutigte ihn immer wieder: »Sei mutig und stark, ich will mit dir sein.«

Was ich mit Isalla erlebte, war wie Gottes Reden zu mir: »Ich habe alles unter Kontrolle. Schau nicht auf die Umstände und auch nicht auf deine eigenen Fähigkeiten. Meine Möglichkeiten übertreffen alles. Ich will mit dir sein!« Das war eine riesige Ermutigung für mich!

In den folgenden Jahren begegneten wir Isalla gelegentlich auf der Straße und sahen, wie sie glücklich ihr Leben meisterte. Um mich zu vergewissern, dass es sich wirklich so zugetragen hatte, ertastete ich manchmal mit meinen Fingern das Loch im Schädel unter ihrer Kopfhaut. Gott ist immer noch derselbe wie zu Zeiten Josuas!

Laurenz und Marianne Gossweiler aus der Schweiz arbeiteten neun Jahre lang unter einfachsten Verhältnissen als Mitarbeiter des WEC-Teams in der medizinischen Arbeit im Tschad.



Laurenz Gossweiler mit seiner Familie im Tschad